

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 18 (1966)
Heft: 11

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE WELT IM RADIO

G E F A E H R D U N G D E R R A S S E N G L E I C H H E I T ?

ZS. In einem Bericht aus den USA wurde kürzlich über die grossen "Home-" Radiosender der BBC in England auf eine neue Entwicklung im Rassenproblem hingewiesen, die vielen Anhängern der Rassengleichheit Sorgen bereitet. Sie hat sogar dazu geführt, dass verschiedentlich von Kirchen wieder je nach der Hautfarbe getrennte Gottesdienste eingeführt wurden - werden mussten, wie die Kirchenbehörden erklärten. Schon seit einiger Zeit war es bei vielen angelsächsischen Radiostationen etwas stiller um die "Bürgerrechts-Bewegung zugunsten der Farbigen" geworden. Bisweilen kamen Andeutungen von Freunden und Anhängern derselben, dass die Gewährung der Gleichberechtigung an die Neger Folgen gehabt habe, die nicht zu erwarten gewesen seien, dass die Geschichte ganz anders verlaufe, als man es sich vorgestellt habe.

Doch zurück zur englischen Sendung, die unter dem Titel "Der Taxi-Chauffeur und die Neger" kürzlich auch in der Presse auszugsweise erschien. Alistaire Cook von der BBC berichtet darin, wie er in New York in ein Gespräch mit einem Taxi-Chauffeur gekommen sei, der vorausgesagt, dass die gegenwärtige Administration Johnson in den bevorstehenden Herbst-Wahlen den grössten Schrecken ihres Lebens erfahren werde. Nicht etwa, weil ihre Gegner, die Republikaner, etwas Besseres anzubieten hätten. Die Volksmassen würden nicht für die Republikaner stimmen, sondern gegen Johnson. Er sei in gewissen Dingen viel zu weit gegangen und in andern zu wenig.

Interessanterweise verstand er darunter nicht den Vietnam-Krieg, wegen dem er Johnson keinerlei Vorwürfe machte. Er zielte auf die Aktionen Johnsons zur Herbeiführung der Rassengleichheit. Cook berichtet, dass sich, wenn zwei New Yorker heute zufällig ins Gespräch kommen, dieses hauptsächlich um Klagen über die Neger drehe. Diese seien zwar neu, aber sie seien heute überall zu hören. Und unglücklicherweise, betont Cook, trafen sie zu. Die Neger seien überall äußerst grob und frech und unanständig geworden, wobei der Taxi-Chauffeur meinte, dass "grob" ein sehr sanfter Ausdruck sei. Er würde jedenfalls nach Einbruch der Dunkelheit nie mehr nach Harlem fahren (dem Negerviertel), selbst wenn er das ganze Geld von Wall-street dafür bekäme.

Was ist denn aus den Idealen und den menschenfreundlichen Entscheidungen über die Gleichberechtigung der Neger bis heute herausgekommen, was ist nach Verleihung der Bürgerrechte an sie geschehen? Dazu führt der BBC-Bericht aus, dass die jetzige Situation nur die logische Folge der neuen Freiheiten sei, welche den Negern gewährt wurden, besonders das Versprechen auf völlige Gleichstellung mit den Weissen. Doch ist das nur eine theoretisch-rechtliche Gleichstellung gewesen, konnte auch gar nichts anderes sein. Was aber für die Neger praktisch zählt: Verbesserung der Lage der Armuten, die schlechten Wohnungen, die Beseitigung des Analphabetentums und der Existenzaufbau für die am wenigsten Geschulten, ungefähr einen Zehntel der Bevölkerung umfasst - send -, - das alles kann nicht von einem Tag auf den andern geändert werden, hier kann die Gleichberechtigung mit den Weissen nicht sofort hergestellt werden. Es ist eine lange Arbeit auf weite Sicht. Doch die Amerikaner, und besonders die Neger, sind ein ungeduldiges Volk. Wenn sie ein Problem gesehen haben, dann werden sie leicht unangenehm, wenn es nicht bald zur Strecke gebracht ist.

Die Neger erwarten, dass die Folgen ihrer 300jährigen Unterdrückung durch Kennedys Rede bei seinem Regierungsantritt oder seit dem Marsch aufs Kapitol 1963 beseitigt sein sollen. Es waren dies zwar Meilensteine in der Anerkennung eines bösartigen Krebses im amerikanischen Leben, aber sie waren nicht mehr. Sie verkündeten offiziell das Bestehen des Problems. Millionen von Negern, wahrscheinlich die Mehrheit, erwarten aber die grundlegenden Änderungen ihres Lebens zum mindesten für ihre Kinder. Dass dem so sei, dafür sind bis jetzt wenig Aussichten vorhanden, und das spüren sie. Gefährlicher sind aber jene Negermassen, die in ihrer Naivität glauben, die Freiheit bedeute gute Stellen und Prosperität über Nacht. Rassengleichheit, heißt denn das nicht, dass nun die Neger sofort auch Bankdirektoren, Industriekapitäne, Professoren usw. werden? Es hat sich gezeigt, dass unzählige Neger unter "Gleichheit" vor allem verstanden haben: Macht ausüben, befiehlen, geehrt werden und vor allem viel Geld einnehmen, um ein luxuriöses Leben in einem grossartigen Haus mit vielen Dienern führen zu können. Das tun doch viele Weisse!

Da dies nicht gut der Fall sein konnte, hat die Unzufriedenheit in den Neger-Slums, etwa in Harlem, stark zugenommen. Es haben sich dort grosse Banden von "Toughs" gebildet, auf die der Taxi-Chauffeur anspielte. Zahlreiche Neger zeigen heute eine Brutalität ganz neuer Art; sie wollen keineswegs warten oder gar selber etwas aufbauen. Das Leben ist kurz und ziemlich brutal, und sie übertragen das Gefühl, so lange unterdrückt und ausgenutzt worden zu sein, als Schuld auf jeden Weissen, der das Unglück hat, ihnen zu begegnen.

Die Folge ist, dass heute zum Beispiel viel mehr weisse Taxichauffeure von Negern brutal zusammengeschlagen werden als früher. Sie machen sich auch nichts daraus, sie immer wieder zu prellen. Kein Weisser kann es mehr wie früher wagen, nach Harlem zu gehen und ein Lokal aufzusuchen, es sei denn, er habe einen Neger als Beschützer bei sich. Auch in den Läden und Restaurants, wo sie früher keinen Zutritt hatten, sind sie rasch unerwünschte Gäste geworden. Sie machen sich wichtig, lärmend, führen obszöne Reden, sobald eine weisse Dame an-

send ist, bedrohen auch etwa die Anwesenden. Da ihrer sehr Viele sind, reichen die Polizeikräfte nirgends hin. Das nützen sie aus. Der BBC-Bericht meinte, dass dies alles neu und traurig sei, aber auch unvermeidlich. Auf je 10 Neger, die eine Arbeit angenommen haben, - und es gibt heute viele solcher - gebe es zwei, die dem Grundsatz huldigten, dass rassengleiche Demokratie dem Volke erlaube, alles an sich zu nehmen.

Wie mit diesem Problem fertig zu werden ist, scheint noch unklar. Doch ist ziemlich sicher, dass nicht nur die Gleichstellung der Rassen darunter leidet, sondern auch eine weisse Abwehrbewegung in grossen Gebieten des Nordens, die sonst eher negerfreudlich waren, zu entstehen droht. Auch hat eine New Yorker Zeitung bereits die Frage aufgeworfen, ob die Neger für eine Gleichstellung überhaupt reif seien, nachdem sie ihre neuen Rechte derart missbrauchten. Es wird einer geschickten Taktik bedürfen, um nicht statt bei der erhofften Befriedung bei einer Verschärfung des Rassenkampfes anzukommen. Die Niederlage der Demokraten im November wäre dazu ein erster Schritt.

E I N A B S T E I G E N D E R Z W E I G D E R M U S I K ?

ZS. Das Fernsehen ermöglicht heute den Genuss selbst grosser Opern im eigenen Haus. Auch wenn die Opernfreunde über das kleine Schirmbild des Empfängers schimpfen, erhoffen sich doch dadurch einen neuen Aufschwung ihrer Kunst, in der die grössten Musiker aller Zeiten tätig waren. Leider scheint das Gegenteil einzutreten, und die Epoche der glanzvollen Aufführungen in der Ferne zu verschwinden. Weder für Mozarts, noch Beethovens, noch Wagners Werke, um nur einige der Grössten zu nennen, ist ein neuer Aufschwung sichtbar, wenn es auch immer noch vereinzelt Glanzleistungen zu sehen gibt.

Schuld daran trägt das Flugzeug. Diese etwas erstaunliche Behauptung stammt von einem der besten Sachkenner der Welt, von Erich Leinsdorf, der während vielen Jahren die Leitung eines der grössten Opernhäuser der Welt, der Metropolitan in New York, innehatte. Ursprünglich aus Wien stammend, ist er ganz Amerikaner geworden. Wir können hier seine interessanten Ausführungen nicht vollständig anführen, doch scheinen einzelne Punkte wichtig.

Alle Musik, mit Ausnahme der Rezitative, ist in der Oper das Werk eines Ensembles. Nur wenn es gelingt, die individuellsten Talente in einem Team zusammenzuführen, entstehen grosse Leistungen, (was auch auf andern Gebieten gelten dürfte). Die gleichen Grundsätze der Interpretation, der Phrasierung müssen einheitlich durchgeführt werden, und es ist ein genaues Abstimmen aufeinander zu schaffen, ein Geben und Nehmen, eine stetige Verfeinerung. Die Wörter müssen gleich ausgesprochen, Steigerungen und Senkungen, Einsätze und Reprise müssen beim Singen genau kombiniert werden. Unvermeidlich sind dabei eine beträchtliche Anzahl von Proben, nicht nur aus musikalischen Gründen, sondern auch aus darstellerisch-dramatischen. Dazu muss die Kostümierung aufeinander abgestimmt, müssen die Bewegungen, der Ausdruck, die Führung des Lichts eingeübt werden.

Nun sind aber die grossen Sänger heute international gesucht und haben oft Verpflichtungen an drei verschiedenen Tagen einer einzigen Woche für Orte, die vielleicht 5000 Km. auseinander liegen. Diese wichtigsten Persönlichkeiten der Oper wollen nicht lange genug bei einer einzigen Opernbühne bleiben, weder in Europa noch in Amerika, um ein Ensemble, ein Team mit grossen Stimmen aufzubauen. Auch die allergrössten Opernhäuser der Welt, die Riesengagen zahlen können, dürfen heute nicht mehr von einem solchen 'träumen', das früher für sie selbstverständlich war. Selbst das zeitlich beschränkte Ensemble ist für sie eine Illusion geworden.

Wenn sie heute Gewicht auf einen einheitlichen Stil, auf perfekte Vorführungen legen wollen, so müssen sie sich mit guten, aber nicht grossen Sängern und Sängerinnen begnügen und mit guten, aber nicht genialen Dirigenten, die zufrieden sind, in einem grossen Haus auf dem gleichen Posten bleiben zu können. Sogar Bühnenregisseure von internationalem Ruf sind heute nur noch bereit, die Anfangs-Phase einer Neu-Einstudierung zu beaufsichtigen; dann gehen sie anderswo hin und überlassen der zweiten Garnitur der Regisseure die Aufgabe der Proben und der Vorbereitung der Ersatzspieler. Auch wenn diese Regisseure die ganze Oper und jedes Szenen-Diagramm im Kopf haben, so vermögen sie doch niemals die Autorität wie eingrosser Regisseur auszuüben.

So ist es sehr schwierig geworden, eine Oper länger als etwa siebenmal in gleicher Weise zu spielen. Darnach verschwindet die erste Garnitur der Sänger und Sängerinnen und auch der Dirigent, um anderweitigen Verpflichtungen per Flugzeug nachzukommen. Leider lässt sich diese Entwicklung selbst mit Einsatz grösster Geldmittel nicht beheben. Der Druck auf die grossen Sänger, in der ganzen Welt zu erscheinen (und doch nirgends zu bleiben) ist zu gross geworden. Dazu kommt, dass heute der überragende Name alles gilt. Die moderne Oberflächlichkeit hat es mit sich gebracht, dass die Besucher eher darüber diskutieren, wie sie die Tebaldi oder die Callas gefunden haben, statt über die Tiefe des Werks, seine Schönheiten oder die Vollkommenheit seiner Vorführung.

Schon 1955 hatte Wilhelm Furtwängler diese Entwicklung kommen sehen. Er erklärte es als ausgeschlossen, dass ein zweiter Dirigent das Werk im gleichen Geiste dirigieren könnte wie der erste. Dieser hat selbstverständlich die Tendenz, das Orchester und die Sänger nach seinem Sinn zu leiten. Der Zweite müsste wieder viele Proben verlangen, um sie auf seine Linie zu bringen und ihnen die Tendenzen des ersten abzugewöhnen. Darum weigerte sich Furtwängler, in Wien den "Tannhäuser" zu dirigieren, den sein Freund Felix Weingartner einstudiert hatte.

Die Entwicklung ist heute schon so fortgeschritten, dass es selbst in grossen Opernhäusern immer wieder vorkommt, wonach Sänger ihre Partien singen, ohne auch nur eine einzige Probe mitgemacht zu haben. Sie haben sich nur am Klavier vorbereitet. So hat ein bekannter Tenor in Wien über 100 solcher ungeprobter Vorstellungen absolviert und sogar erklärt, dass er den "Othello" unter 9 verschiedenen Dirigenten gesungen habe, ohne dass diese je eine Probe mit dem Orchester veranstalteten.

Besonders die grossen Dirigenten wollen sich meist nicht mehr mit der Oper zu tief einlassen. Sie leiten eine Handvoll von Vorstellungen und geben dann den Dirigentenstab jemand anders, um die Arbeit weiterzuführen. Natürlich ist dies eine schwere Störung der Zusammenarbeit und ein Unrecht gegenüber dem Publikum, auch jenem vor dem Fernsehschirm. Doch sind die "Stars" auch unter ihnen so begehrte, ruft das Publikum selber so stark nach ihnen, dass das gegenwärtige System wohl bleiben wird. Das frühere, hohe Niveau zu halten, wird deshalb immer schwieriger werden, das in grosser musikalischer Interpretation, in grosser Darstellung und in grossem Singen bestand. Diese Glanzleistungen dürften der Vergangenheit angehören. Schade, weil gerade jetzt die Zahl der Opernfreunde durch das Fernsehen gewiss stark im Anstieg begriffen wäre.

Aus aller Welt

Schweiz

- Nach einer deutschen Aufstellung steht die Schweiz unter den kinobesuchenden Ländern an 4. Stelle, soweit Westeuropa in Frage kommt. 6,9 mal gehen die Schweizer ins Kino. Die Italiener dagegen fast doppelt soviel, nämlich 13,7 mal im Jahr. Nur Spanien (7,4) und Dänemark (7,0) sind noch kinoliebender als unser Land. - Allerdings gibt es außerhalb Westeuropas noch viel stärkere Filmländer, so Russland (17,2) und Bulgarien (15,3).

Deutschland

- Einen uralten Gedanken will man in Deutschland wieder aufgreifen: die Schaffung einer Besucherorganisation, um die Leute aufmerksam zu machen und zum Kinobesuch zu animieren. - Das war schon einer der Grundgedanken der Filmklubs, nur haben sich diese nur zum Besuch des guten Films zusammengeschlossen. Bevor sie neue, wahrscheinlich nicht leicht zu findende neue Filmfreunde zu organisieren versucht, würde die Filmwirtschaft besser tun, die gegenwärtigen Organisationen zu neuen Lösungen heranzuziehen.

- Der nordrhein-westfälische Kulturfilmfond in Düsseldorf, dem Mittel in der Höhe von 8 Millionen Mark zur Verfügung stehen, hat seit 1951 die Entstehung von 377 Kultur- und Dokumentarfilmen gefördert. In jüngster Zeit wurden auch einige Spielfilme mit namhaften Mitteln unterstützt.

- Baden-Württemberg hat die aus Lotterieeinnahmen beantragten Filmzuschüsse für die Filmabteilung der Hochschule für Gestaltung in Ulm gestrichen. Der Streichungsantrag wurde mit 34 gegen 32 Stimmen gefasst. Nur die Hälfte der Abgeordneten war anwesend.

- Die deutschen Journalisten hatten den Intendanten der beiden Fernsehketten vorgeschlagen, dem Kinofilm durch halbe Finanzierung von 10 bis 15 Filmen im Jahr zu Hilfe zu kommen. Der Vorschlag wurde jedoch abgelehnt.

Ostdeutschland

- Zu Beginn dieses Jahres glaubte die Regierung in Pankow, Ursache zu Beschwerden in Prag zu haben; der tschechische Film "Die Liebe einer Blondine" wurde in Ost-Berlin plötzlich vom Programm abgesetzt. In den Oststaaten, wo alle Kinobetriebe Staatsbetriebe sind, muss ein solches Vorgehen eines Staats gegen den andern als beleidigend empfunden werden, besonders, da es noch während einer tschechischen Filmwoche entstand. Diese war allerdings nicht von Prag, sondern von einer ostdeutschen Organisation veranstaltet worden, was das Entstehen eines wirklichen Konfliktes verhinderte. Das ostdeutsche Politbüromitglied reiste dann nach Prag, um sich in aller Form über die "schlechten Einflüsse" die von Prag ausgingen, zu beschweren, erlitt jedoch eine arge Abfuhr, die eine stillschweigende Aenderung der Pankow-Politik zur Folge hatte. Jetzt wurde der angefochtene Film "Die Liebe einer Blondine" in aller Stille angekauft und mit allerdings einigen Kürzungen öffentlich gezeigt.

Amerika

- Amerika und Russland haben die erste Film-Coproduktion begonnen. Wenigstens sind die Verträge unterschrieben. Darnach soll die Warner Brothers einen Film über den Komponisten Tschaikowski drehen, wobei die Rolle des Titelhelden von einem Russen verkörpert werden soll. Die übrige Besetzung soll aus Angelsachsen bestehen. Selbstverständlich darf das Paradestück Moskaus, das Bolschoi-Ballett nicht fehlen. Mit den Dreharbeiten ist jedoch noch nicht begonnen worden, wobei anscheinend die politische Lage eine Rolle spielt.

England

- In England ist von der staatlichen Monopolkommission der Kampf gegen die bekannte "Kodak-Film" Firma eröffnet worden. Sie wirft dieser vor, dass sie ihre Monopolstellung gegen die Verbraucher von Farbfilm rücksichtslos ausnutze. Sie setzt auch die Wiederverkaufspreise im Kleinhandel fest, und beherrsche 70% des englischen Marktes. Ihre Preispolitik sei einzig auf die Erzielung unverhältnismässig hoher Gewinne gerichtet. Die Kommission ist der Auffassung, dass Kodak beträchtliche Gewinne erzielen und trotzdem die Preise stark herabsetzen könne. Zur Verschärfung der freien Konkurrenz soll der Importzoll auf Farbfilme aufgehoben werden, meint die Kommission.

Von Frau zu Frau

MODEWOERTER

EB. Unsere Jungen haben ihre Modewörter und Wendungen. Auch wir kannten solche Ausdrücke, und mancher behält sie sein Leben lang bei. Fast könnte man sagen: Sage mir, welche Modewörter du brauchst, und ich sage dir, wie alt du bist.

Manche Erwachsene finden sich furchtbar jung und rassig, wenn sie jene Wörter, die gerade in Kurs sind, ebenfalls in den Mund nehmen. Sie glauben, sie "gehen mit der Zeit". Sie machen sich häufig nur lächerlich. Denn es tönt nun einmal deplaziert, wenn eine Vierzigjährige oder Fünfzigjährige erzählt, ein Anlass sei "fetzig" gewesen (oder eine Zeit lang hieß es "s'zehni", oder es war alles "z'friede" usw.). Und zudem: die Vierzig- oder Fünfzigjährige verpasst meistens den Anschluss und spricht noch lange von "fetzig", wenn das Kennwort der Jungen vielleicht schon "ölig" heißt. Kurz, bleiben wir besser bei unsern eigenen Jargon und pflegen wir zum Beispiel unsrer angestammten Dialekt.

Dialekt ist eine schöne Sache, klangvoller und vielgestaltiger als die Modewörter. Uebrigens scheint das Fernsehen den Dialekt pflegen zu wollen. Die Sorgfalt fällt auf - und eigenartigerweise macht es den Anschein, es finde sogar mehr Fachleute, die noch mehr oder weniger "rein" sprechen, als das Radio. Auf jeden Fall gibt es eine Menge Diskussionen, Interviews und Gespräche, die frei von Parlamentarier-deutsch sind. Sonderbar, dass kürzlich in einer Pressenotiz ausgezeichnet dieses Bemühen eine spitzige Bemerkung einheimste.

Modewörter freilich kennen auch das Radio, das Fernsehen und die Presse, und manchmal haben sie weder mit Dialekt noch mit gutem Deutsch etwas zu tun. Irgend einmal schleichen sie sich ein wie ein Unkraut und wuchern dann ebenso rasch und unerbittlich. Eines davon, das wahrscheinlich aus schlechten (Krimi-) Uebersetzungen stammt, heißt: "bis bald" oder "bis nachher". Kein Mensch kannte vor ein paar Jahren diesen Ausdruck, der auf französisch richtigerweise "à bientôt" heißt.

Was aber in den letzten Wochen besonders grasiert, ist der Ausdruck "einmal mehr". Fast wäre man versucht, Striche zu machen, wie oft er in einem Abend vorkommt. Vor zwei, drei Monaten noch schien er wenigstens nur in Hochdeutsch seinen Siegeszug zu halten. Aber nun hat er sich auch in Dialekt-Ansagen eingenistet. "Eimol meh" ist ein scheußlicher Missston, an den man sich leider allzu rasch gewöhnt haben wird. Es geschahen doch auch vorher "einmal mehr" gewisse Dinge, immer wieder geschahen sie "einmal mehr" - aber es hämmerte sich kein Wort dafür ein, keines sprang hervor. Wie machten es die Reporter wohl, um sich von einer solchen stereotypen Ausdrucksweise frei zu halten? Ist sie einmal da, ist sie schwer wieder auszurollen.

Nicht nur Luft und Wasser werden verschmutzt und tragen Unrat mit sich, auch die Sprache tut es. Es ist eine billige Ausrede, die Sprache lebe und entwickle sich eben. Das hat mit "Leben" und "Entwicklung" nichts zu tun, sondern nur mit Nachlässigkeit, Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, Lieblosigkeit. So wie man den Schmutz auf irgend eine Weise aus dem Wasser zu schöpfen sucht, so sollte man es immer wieder auch mit der Sprache halten: Ein jeder sollte sich bemühen, sie rein und schön zu erhalten. Sie wird auch dann immer noch mit genügend Schnitzern beladen (auch von mir). Auch ihr Reichtum kann nur durch aufmerksame Pflege erhalten bleiben. Selbst für die Jungen wäre nicht einfach alles "fetzig" oder wie dann der Ausdruck gerade heißt, auch für sie gäbe es eine Fülle von Nuancen, "fetzig" meineweg inbegriffen.